



# Heimatblätter

## Die Frei-Laubersheimer Birne

Ein Streifzug durch die Kulturgeschichte des Obstanbaus in Rheinhessen, an der Nahe und in der Pfalz<sup>1</sup>

VON KARL N. RENNER, FREI-LAUBERSHEIM

### Zweiter Teil

#### Die Förderung des Obstanbaus in der Franzosenzeit

1792 begann mit der Eroberung von Mainz durch General Custine die französische Annexion der linksrheinischen Gebiete, 1798 wurde ihre Verwaltung neu organisiert. Waren sie zuvor in zahlreiche Herrschaften und Territorien zersplittert, so wurden sie nun in vier Départements eingeteilt. Südlich der Nahe lag das Département du Mont Tonnerre mit der Hauptstadt Mainz, nördlich davon das Département de Rhine et Moselle mit der Hauptstadt Koblenz; nördlich des Glans und westlich der Nahe war das Département de la Sarre mit der Hauptstadt Trier und ganz im Norden das Département de la Roer mit der Hauptstadt Aachen. 1801, beim Frieden von Lunéville, wurde die Annexion des linken Rheinuferes völkerrechtlich legalisiert, anschließend wurden alle öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse nach französischem Muster neu geordnet. Das betraf auch die Landwirtschaft, deren Förderung „in dieser Gegend etwas völlig Neues und Ungewohntes“ war (Bechtolsheimer 1905, S. 55). Dabei wurde, wie Manfred Koltes in seiner Dissertation über die Anfänge der preußischen Rheinprovinz schreibt, der Obstanbau besonders gefördert.

Neben der allgemeinen Förderung der Landwirtschaft versuchte die französische Regierung auch durch die Intensivierung von Spezialkulturen die Erträge zu steigern. So wurde besonders auf die Pflege der Obstkulturen in den vier rheinischen Départements ein Hauptaugenmerk gerichtet. (Koltes 1992, 310)

Zunächst hatte allerdings der Bestand an Obstbäumen durch die Kriegswirren sehr gelitten. Das geht aus der statistischen Bestandsaufnahme der Region zwischen Nahe, Rhein und Mosel hervor, die Philippe Joseph Boucqueau, von 1800 bis 1803 Präfekt in Koblenz, im Jahr XII der Republik (1803) vorgelegt hat. Demnach haben die durchmarschierenden Armeen auf der Suche nach Brennholz für ihre Winterquartiere großen Schaden angerichtet. Am Rhein seien ganze Wälder von Kirschbäumen abgeholzt worden, an den Straßen seien die Alleebäume verschwunden und fast alle Bäume auf



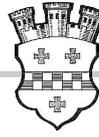
Jeanbon St. André (1749–1813) gemalt von J.L. David.

Foto: Wikipedia

den Feldern wären verstümmelt oder zerstört (Boucqueau XII, S. 155). Große Verdienste um die Landwirtschaft erwarb sich dann Adrien de Lezay-Marnésia, der nach Boucqueau in Koblenz Präfekt war und dessen Vater ein landwirtschaftliches Mustergut betrieben hatte. Er ließ „zur Verbesserung der Viehzucht [...] Merinoschafe einführen, auf dem platten Lande [...] Wege bauen, und gab die Veranlassung dazu, daß während seiner Verwaltungsperiode 400.000 Obstbäume im Département angepflanzt wurden“ (Bechtolsheimer 1905, S. 55). Im Arrondissement Simmern, zu dem der Kanton Kreuznach gehörte, sollen da-

mals 177.000 Obstbäume gepflanzt worden sein (vgl. Palnstorfer 2016).

Wie durchdacht die Maßnahmen der französischen Administration im Einzelnen waren, zeigen die Verfügungen, die Jeanbon St. André, der Präfektin Mainz, zur Anlage von Alleebäumen im Département Donnersberg erlassen hat. Diese Anordnungen finden sich im Aufsatz, den Manfred Topp 1961 über die Geschichte des Obstanbaus im nördlichen Rheinhessen publiziert hat.<sup>2</sup> St. André regelt schlicht alles: die Art der Bäume, die Ordnung, in der sie anzupflanzen sind, die Frage, wer wofür verantwortlich ist usw. Grundlegend ist sein Erlass



vom 18. Geminal des Jahres XI (8. April 1803):

*Art. I. Alle Feldwege in dem Departemente vom Donnersberg sollen mit Bäumen besetzt werden.*

*Art II. Jeder Bürger, welcher Eigenthümer eines Stük Feldes ist, das an einem oder mehrere Feldwege anstößt, ist gehalten dasselbe, sobald ihn der Maire dazu auffordert [...] mit Bäumen zu bepflanzen.*

*Art. III. Die Maires müssen die Richtung, in welcher die Bäume gesetzt werden sollen, abstecken, oder an ihrer Stelle einen erfahrenen Bürger damit beauftragen.*

*Art. IV. Es steht jedem Gutsbesitzer frei, zur Anpflanzung seines Feldes jene Baumart zu wählen, welche er der Eigenschaft des Bodens am angemessensten glaubt. [...]*

*Art. V. Soviel möglich, und wenn es die besonderen Verhältnisse der Güterbesitzer erlauben, sollen die Fruchtbäume zur Bepflanzung der Feldwege vorgezogen werden. (Topp 1961, S. 67)*

Höchst genau sind die Eigentumsfragen geregelt. Die Bäume mitsamt ihren Früchten bleiben Eigentum des Grundeigentümers, der sie gepflanzt hat. Das kann ihm „in keinem Fall streitig gemacht werden“ (Topp 1961, S. 67). Nicht weniger genau sind die Regeln zum Schutz der Anpflanzungen. Beschädigungen, etwa „Ausreißungen und Wegnehmungen der Stangen“, müssen innerhalb von 24 Stunden durch den Feldschützen oder einen anderen Gemeindegänger bei den Behörden angezeigt werden. Sie erhalten dafür fünf Franken, die der Baumfrevler nach seiner Verurteilung erstatten muss (Topp 1961, S. 70). Damit genügend Setzlinge vorhanden sind, sollen an den Verwaltungssitzen der verschiedenen Arrondissements Baumschulen eingerichtet werden. Die Kosten dafür sollen die jeweiligen Städte tragen, der Ertrag der Baumschulen soll zur Deckung ihrer laufenden Ausgaben verwendet werden (vgl. Topp 1961, S.68). Weiterhin können über den Präfekten Samen von ausländischen Pflanzen bezogen werden, „welche etwa nicht in dem Departement zu haben sind“. (Topp 1961, S. 71)

Die Kriterien, nach denen man die Bäume auswählte, und die Vorschriften, wie sie anzupflanzen waren, findet man in einem Protokoll vom 21. Ventose XIII (12. März 1805), in dem die Bedingungen für die Versteigerung eines öffentlichen Auftrages für eine Baumanpflanzung in Mainz festgelegt werden:

1) *Der Unternehmer verpflichtet sich etwa 800 veredelte Obstbäume, zur Hälfte Äpfel-, zur Hälfte Birnbäume an den verschiedenen Gemeindegängen [...] in Abstand und Richtung, die ihm angegeben werden zu pflanzen.*

2) *Die Stämme der zu pflanzenden Bäume werden schön und gesund sein, von 2 m Höhe und 36 mm (1 ½ Zoll) Dicke.*

3) *Die Löcher zur Aufnahme der Bäume werden 1 m Länge, 1 m Breite auf 1 m Tiefe haben.*

4) *Die angepflanzten Bäume werden mit Baumpfählen versehen [...]. (Topp 1961, S. 71)*

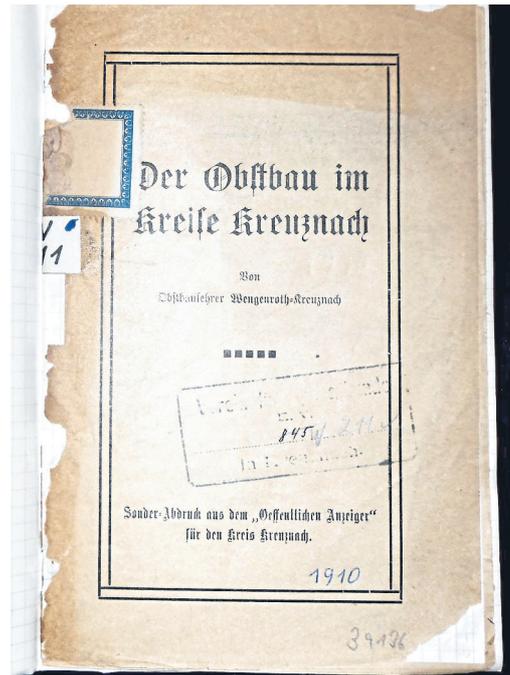
St. André begnügte sich jedoch nicht damit, Regelungen zu erlassen. Er machte sich durch Ortsbesichtigungen selbst ein Bild davon, wie es um die angepflanzten Bäume stand (vgl. Topp 1961, 71). „Seinem Wirken und seinem persönlichen Einsatz“, so das zusammenfassende Urteil von Manfred Topp, „muß der erste entscheidende Anstoß zugeschrieben werden, aus dem sich in der

Folgezeit im nördlichen Rheinhessen ein bis dahin kaum beachteter Zweig der Landwirtschaft zu seiner heutigen Höhe entwickeln konnte“ (Topp 1961, S. 66).

Aber nicht nur in Rheinhessen, jenem Teil des Departements Donnersberg, der nach dem Wiener Kongress dem Großherzogtum Hessen zugeschlagen wurde, bestimmten die Maßnahmen der Franzosenzeit die weitere Entwicklung des Obstbaus. Sie prägten auch die Entwicklung in der Pfalz, dem Teil des Departements, der an das Königreich Bayern ging. Und nicht weniger nachhaltig waren die Folgen dieser landwirtschaftlichen Reformen für die neue gebildete Rheinprovinz des Königreiches Preußen.

## Die Entwicklungen im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert lassen sich bei der Entwicklung des Obstbestandes unserer Region drei eigenständige Zusammenhänge erkennen. Das sind zum einem die Obstalleen an den Straßen, dann die Obstbäume, die zur Selbstversorgung und zum Nebenerwerb in den Gärten und den Fluren angepflanzt werden. Schließlich entstehen gegen Ende des Jahrhunderts rings um Ingelheim die ersten Vollerwerbsbetriebe mitsamt ihren großen Obstkulturen. Alle drei Entwicklungslinien hängen mehr oder mindereng mit den Reformen der Franzosenzeit zusammen.



**Wengenroth: Der Obstbau im Kreise Kreuznach. 1910.**

Quelle: Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek Bad Kreuznach, Foto: Renner

Besonders deutlich ist dieser Zusammenhang bei den Obstalleen an den rheinhessischen Landstraßen fassbar. Hier ordnet die großherzoglich hessische Regierung im Regierungsblatt vom 26. November 1816 die Behebung der Kriegsschäden von 1815 an und sie beruft sich dabei explizit auf den französischen Präfekten St. Andre, der bei der Fleckfieberepidemie von 1813 ums Leben kam.

*Die auf Befehl des verlebten Präfekten an den Landstraßen unseres Regierungsbezirkes angelegten Baumpflanzungen haben in*

*manchen Orten in den letzten Jahren sehr gelitten. Die sämtlichen Ortsvorstände erhalten daher die Weisung, die nöthige Anleitung zu treffen, daß die abgegangenen Bäume durch andere von guter Art ergänzt werden. Man erwartet von denselben, daß sie sich diesem Geschäfte mit jenem Eifer unterziehen, den die Gemeinnützigkeit des Gegenstandes erheischt. (Topp 1961, S. 76)*

Anscheinend lassen aber manche Bürgermeister „ungeachtet der wiederholt ergangenen Aufforderungen“ diesen Eifer vermissen, wie das Regierungsblatt vom 10. November 1820 kritisiert. Daher wird in dieser Ausgabe erneut ein Erlass veröffentlicht, dass die Landstraßen der Provinz Rheinhessen, „da wo sie es gegenwärtig nicht sind, mit dazu geeigneten Obstbäumen, als Nuß=, Apfel=, Birnen= oder süßen Kirschenbäumen, je nach den Localitäten und der Verschiedenheit des Bodens, bepflanzt werden“ (Topp 1961, S. 76). Die weiteren Vorschriften orientieren sich dann im Einzelnen fast wortwörtlich an den Erlassen von St. Andre, lediglich die Maße sind nicht in Metern, sondern in Fuß angegeben (vgl. Topp 1961, S. 76).

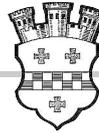
Ähnlich negative Erfahrungen bei der Pflege der Alleen scheint man auch in der Pfalz gemacht zu haben. Dort beklagt Philipp Jakob Siebenpfeiffer 1829, damals noch königlich-bayerischer Landcommisär von Homburg, in einem pseudonym veröffentlichten Zeitungsartikel deren schlechten Zustand:

*Die Bepflanzung der Landstraßen mit Bäumen liegt nach dem Gesetze den anstoßenden Gutsbesitzern ob. Wenige genügen dieser Pflicht. Die Ingenieure welche guten Brücken und Straßen, aber in der Regel schlechte Gartenkünstler sind, bestimmen die Gattung der zu setzenden Bäume! die Districtspolizeybehörden, häufig ebenso unkundig in der Sache und darum lau genug, lassen den Satz, bewirken, gewöhnlich durch Versteigerung, man nimmt meist wilde Bäume, Vogelkirschen, Akazien; Pappeln und wilde verkrüppelte Obststämme aus Wäldern, veredelt sie nicht, pflegt sie nicht, kaum dass man hie und da einen Pfahl sieht! Dieß Verfahren taugt von Anfang bis zu Ende nichts, wie der erbärmliche Zustand unserer Straßenbäume zeigt. (Siebenpfeiffer 1829, S. 635)*

Offensichtlich wurde es mit den Jahren aber besser. Das belegt eine Episode aus dem rheinhessischen Frei-Laubersheim. 1868 sollte entlang der Straße von Wöllstein über Frei-Laubersheim nach Hackenheim eine Telegrafenanlage gebaut werden, daher sollten an den Alleebäumen die Äste zurückgeschnitten werden. Der damalige Gemeinderat war mit dieser Maßnahme überhaupt nicht einverstanden und beauftragte den Bürgermeister, beim Kreisamt Alzey schriftlich einen Protest einzureichen:

*Bekanntlich ist die Obstbaumallee an der Staatsstraße zwischen hier und Hackenheim eine der schönsten und fruchtbarsten weit und breit, [...]. Wenn nun in Betreff der Anlage einer Telegrafenanlage auf fraglicher Straße verlangt wird, dass alle überhängenden Baumäste bis auf 3 Fuß Entfernung von der Straßenkante beseitigt werden sollen, so wäre dieses der Ruin für die meisten Bäume und wir ersuchen hohe Stelle uns gegen diese Zumutung in Schutz zu nehmen [...]. (Gerten 2017, S. 186)*

Eine vergleichbare Wertschätzung der Obstbäume an den Straßen, nicht zuletzt aus fiskalischen Gründen, lässt sich gegen Ende des Jahrhunderts auch im preußi-



schen Landkreis Kreuznach nachweisen. Damals wurden die Baumpflanzungen an den Kreisstraßen von der Kreisverwaltung übernommen. Seitdem hat „für diese Pflanzungen eine bessere Pflege eingesetzt“, wie der Obstbaulehrer Wengenroth 1910 in seinem Aufsatz über den Obstbau im Kreis Kreuznach schreibt. „Lücken sind nachgepflanzt und neue Straßen einheitlich mit geeigneten Sorten bepflanzt worden. So sind seit zirka 5 Jahren an 3000 Bäume an diesen Straßen zur Anpflanzung gekommen, die durch ihre einheitlichen Massenerträge sehr zur Heranziehung von Käufern beitragen und gleichzeitig dem Kreise schöne Einnahmen liefern werden“ (Wengenroth 1910, S. 9).

Trotz aller Vernachlässigung dieser Alleen, sie leisteten einen wichtigen Beitrag, dass sich im 19. Jahrhundert die Qualität des Obstes insgesamt verbesserte, das man in den Gärten und den Fluren ernten konnte. So ist 1833 in der Zeitschrift *für die landwirtschaftlichen Vereine* zu lesen, dass sich unter den fremden Obstsorten, die man für die Straßenanpflanzungen in Rheinhessen eingeführt hatte, „Arten von ganz ausgezeichnete Tragbarkeit“ befanden, „die sich nun auch in den Baumstücken allerwärts verbreiten“ (Topp 1961, S. 80). Vergleichbares scheint sich auch in der Nahregion abgespielt zu haben. Denn Wengenroth merkt an, dass „die vorhandenen Bestände alter Bäume“ auf eine „bedeutende Vergangenheit“ des Obstbaus im Kreis Kreuznach hinweisen, und fügt hinzu: „Ein Hauptförderer soll hier die französische Regierung im Anfang des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, was auch durch die alten Baumriesen hervorragend edler Sorten glaubhaft erscheint“ (Wengenroth 1910, S. 4).

Ebenso trugen auch die Baumschulen, die von den Franzosen in den verschiedenen Arrondissements eingerichtet wurden, zu einer Verbesserung des Obstbaus bei. Ein Beispiel ist die Baumschule in Speyer, die 1816 vom Königreich Bayern übernommen wurde und in der die Landwirte aus der Pfalzveredelte Setzlinge beziehen konnten (vgl. Pfälzer Obstkultur 2012, S. 19). Doch auch hier waren Licht und Schatten vermischt, wie Siebenpfeifer 1829 kritisierte. Diese Baumschule sei zwar „unter der jetzigen Regierung verbessert und erweitert worden, läßt aber noch viel zu wünschen übrig. Ein Hauptfehler sind die theuern Preise. „Wenn die Setzling dort fast das Doppelte kosteten wie junge Bäume aus dem Ausland, „so entspricht die öffentliche Baumschule offenbar ihrem Zwecke nicht“ (Siebenpfeifer 1829, S. 635).

Langfristig besonders effektiv waren die Auswirkungen des Schulfaches „Obstkultur“, das neben anderen landwirtschaftlichen Fächern von den Franzosen eingeführt wurde, um die nötigen Kenntnisse für den Obstanbau zu verbreiten (vgl. Koltjes 1992, S. 310). Exemplarisch ist die Normalschule, die Lezay-Marnésia 1806 in Koblenz gründete und in der man „dem Kleeanaubau, dem Okulieren den Dungmitteln und den landwirtschaftlichen Geräten besondere Aufmerksamkeit“ schenkte (Bechtolsheimer 1905, S. 55). Da derartige Schulfächer wiederum entsprechend ausgebildete Lehrer voraussetzen, hatte das Lehrerseminar, das 1817 vom Königreich Bayern in Kaiserslautern eingerichtet wurde, von Anfang an das Fach „Obstbau“ in seinem Lehrplan. Viele bayerisch-pfälzische Volksschullehrer wurden in den folgenden Jahrzehnten zu Obst-

züchtern, von denen wichtige Impulse für ihre Gemeinden ausgingen (vgl. Pfälzer Obstkultur 2012, S. 19).

Für das Entstehen der Obstplantagen in der Ingelheimer Gegend waren jedoch weniger diese landwirtschaftlichen Reformmaßnahmen ausschlaggebend als die grundlegenden Reformen der Franzosenzeit. Damals wurde der adlige und kirchliche Großgrundbesitz zerschlagen und versteigert, auch wurden alle Zehntlasten und sonstigen mittelalterlichen Abgaben abgeschafft. Die Landwirte konnten nun den Gewinn für sich selbst erwirtschaften, was die Produktivität ihrer Betriebe erhöhte. Zugleich wurde mit dem Code Napoleon das französische Zivilrecht eingeführt, das im Erbfall die Realteilung vorsah, wie das im Südwesten Deutschlands ohnehin schon üblich war. Diese rechtliche Regelung führte zusammen mit dem Rückgang der Kindersterblichkeit dazu, dass der bäuerliche Grundbesitz auf immer mehr Erben aufgeteilt wurde und „so die herkömmliche Be-

nen man große Obstmengen verkaufen konnte. Denn Obst ist eine schnell verderbliche Ware. Für Ingelheim wirkte sich hier die Nähe zu den Städten im Rhein-Main-Gebiet günstig aus, für die Obstanbaugebiete in der Pfalz war es die Nähe zum Industriezentrum Ludwigshafen-Mannheim (vgl. Pfälzer Obstkultur 2012, S. 27). Ein weiterer wichtiger Standortfaktor war die Eisenbahn, die einen überregionalen Obstvertrieb erlaubte. 1909 wurde in Ingelheim in der Nähe des Bahnhofs die Alte Markthalle als Annahmestelle für Obst und Gemüse eröffnet. 1927 wurde ebenfalls in Bahnhofsnähe die Neue Markthalle gebaut, nachdem sich die Obst- und Gemüsemärkte von Ingelheim, Gau-Algesheim und Heidesheim zur *Obst- und Gemüseverwertungsgesellschaft Ingelheim und Umgebung* zusammengeschlossen hatten (vgl. Steinbauer 2014). Von den pfälzischen Großmärkten verkehrten in den 1930er Jahren besondere Eilzüge ins Ruhrgebiet; Obstlieferungen, die bis Mittag aufgegeben wur-



Alter Streuobstbaum bei Frei-Laubersheim.

Foto: Renner

wirtschaftung mit Getreide- und Hackfruchtanbau sowie etwas Viehwirtschaft auf immer kleiner werdenden Parzellen oft keine ausreichende Existenzgrundlage mehr bot“ (Geißler 2017). Einen Ausweg bot, wie das um 1870 der Hauptlehrer Ofenloch in Finthen propagierte, die Anlage von Sonderkulturen (vgl. Topp 1961, S. 85; Geißler 2017). Daher verbreitete sich in der zweiten Jahrhunderthälfte auf den sandigen Böden von Ingelheim der Spargelanbau. Als die Böden durch den Spargelanbau für den Obstanbau vorbereitet waren, wurden die ersten großen Obstpflanzungen angelegt (vgl. Topp 1961, S. 87). 1904 standen in den damaligen zehn Rheinufergemeinden zwischen Gau-Algesheim und Mombach 274.300 Obstbäume (Topp 1961, S. 85). Das waren fast genauso viele Obstbäume wie im gesamten damaligen Landkreis Kreuznach, wo bei der Obstbaumzählung im Jahre 1900 insgesamt 282.167 Bäume registriert wurden (Seil 1999).

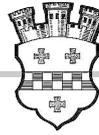
Damit in einer Region Obstanbau im großen Stil entstehen konnte, musste diese aber nicht nur aufgrund ihrer geologischen und klimatischen Verhältnisse dafür geeignet sein. Ebenso wichtig waren Märkte, die man schnell erreichen konnte und auf de-

den, kamen dort am nächsten Morgen auf den Markt (vgl. Pfälzer Obstkultur 2012, S. 27).

## Der Umbruch im 20. Jahrhundert

Auch wenn in unserer Region der Anbau von Wein seit jeher wichtiger war als der von Obst, so hatten sich um die Jahrhundertwende beim Obstanbau dennoch zwei Wirtschaftsformen herausgebildet, deren strukturelle Unterschiede die Entwicklung im 20. Jahrhundert bestimmten. Das waren zum einen die Vollerwerbsbetriebe, die sich auf den Anbau von Obst spezialisiert hatten, und zum anderen die bäuerlichen Mischbetriebe, die neben vielen anderen landwirtschaftlichen Produkten auch Obst erzeugten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnten beide Wirtschaftsformen noch gut nebeneinander existieren. Hier gibt der bereits erwähnte Aufsatz von Wengenroth, der 1910 im Kreis Kreuznach als Obstbaulehrer tätig war, einen interessanten Einblick in die Verhältnisse vor dem Ersten Weltkrieg.

Wengenroth will mit seinem Aufsatz den Obstanbau im Landkreis fördern, damit die-



ser mit seinen „geringen Anforderungen an Pflege und Geldaufwand gerade den kleineren Landwirten eine reiche Hilfsquelle werden möge“ (Wengenroth 1910, S. 15). Er bietet einen Überblick, wo im Landkreis die geologischen und klimatischen Bedingungen für den Obstbau günstig sind und wo nicht. Er gibt an, welche überregionalen und lokalen Obstsorten er wo vorgefunden hat (die Frei-Laubersheimer Birne ist nicht darunter, wohl aber der Sponheimer Flurapfel), und er macht Vorschläge, in welchen Orten welches Obst und welche Sorten angebaut werden sollten. Auch berichtet er über die wirtschaftliche Situation des Obstanbaus im Landkreis und die Organisation seiner Betriebe:

*Nur ganz vereinzelt sind kleinere Pflanzungen zu finden, bei denen der Obstbaumbestand die Hauptkultur darstellt. Während früher der Obstbau hauptsächlich den eigenen Bedarf deckte und dementsprechend betrieben wurde, hat seit etwa zwei Jahrzehnten ein langsamer Umschwung eingesetzt, dessen Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist. Dem Obstbau wird eine steigende Bedeutung beigemessen und deshalb in allen Teilen des Kreises teils der vorhandene Baumbestand besser gepflegt, teils zahlreiche Neupflanzungen vorgenommen (Wengenroth 1910, S. 3).*

Dieser Aufschwung hängt sicher damit zusammen, dass sich für die Vermarktung des Obstes ähnliche Vertriebsstrukturen entwickelt hatten wie in den großen Obstanbaugebieten, wenn auch in einem kleineren Maßstab. Das Früh- und Beerenobst wurde auf den Wochenmärkten von Bingen bis nach Kirn und Idar-Oberstein verkauft. Ein wichtiger Abnehmer waren daneben die Kurbetriebe in Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein, die „während der Sommermonate großen Bedarf an Obst haben, so daß in dieser Zeit täglich erhebliche Mengen aus Rheinhessen (Ingelheim) eingeführt werden“. Das Wirtschaftsobst, „das eine möglichst lange Haltbarkeit besitzt und sich zum Rohgenuß, sowie zum Kochen eignet“, wurde per Bahn „in die Industriegebiete an der Saar und Ruhr“ transportiert. „Besseres Obst wie Reinetten und edle Birnen wird [...] an Private verkauft. Das geringe Obst: Koch- und Mostobst gelangt in großen Massen nach Groß-Gerau [d.h. in die dortige Konservenfabrik knr], Frankfurt a.M., Würzburg und in manchen Jahren nach Württemberg“ (Wengenroth 1910, S. 10). So gehörte im Landkreis Kreuznach „neuerdings“ auch das Obst zu den landwirtschaftlichen Produkten, die „erhebliche Einnahmen“ brachten (Wengenroth 1910, S. 5).

Es sah also in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg alles so aus, als würde die Erfolgsgeschichte, die Rudolf Zacharias Becker 1788 in seinem *Noth- und Hülfsbüchlein* über die Streuobstwiese des Bauern Kurt aus Sachsen erzählt hat (vgl. Becker 1788, S. 100), auch in unserer Gegend Wirklichkeit werden. Heute wissen wir, dass das nicht der Fall war. Die Birnen-, Äpfel- und Zwetschgenbäume, von denen damals mehr als 5000 an den Straßen und in den Fluren von Frei-Laubersheim standen, gibt es schon lange nicht mehr.

Wie massiv die Auswirkungen dieses Umbruchs für das kollektive Selbstverständnis waren, verrät die hochdramatische Geschichte, die man im Ort über das Ende der Frei-Laubersheimer Birnbäume erzählt. Während des Kriegs, im Stalingrad-Winter, habe ein so strenger Frost geherrscht, dass

es bei allen Obstbäumen die Stämme zerissen hätte. Geht man dem nach, so findet man tatsächlich Winter mit enormen Frostschäden. Der Stalingrad-Winter gehört zwar nicht dazu, aber der vorhergehende Winter 1941/1942 war extrem kalt. Es herrschte wochenlang Frost mit Temperaturen bis unter -20 Grad. So gesehen ist diese Erklärung nicht aus der Luft gegriffen, doch sie übergeht, dass nach solchen Frostwintern in früheren Zeiten neue Obstbäume gepflanzt wurden. Das ist nach dem Zweiten Weltkrieg unterblieben.

Seit damals sind nicht nur in Frei-Laubersheim, sondern überall in Deutschland die Streuobstbestände massiv zurückgegangen. Nach Angaben des Bund Naturschutz gab es 1950 deutschlandweit 1,5 Millionen ha Streuobstwiesen, im Jahr 2015 waren es nur noch 300.000 ha; das ist ein Fünftel der ursprünglichen Fläche (vgl. NABU 2015). Dieser Schwund ist eine Folgeder umfassenden Modernisierung und Technisierung der gesamten Landwirtschaft, die in den 1950er Jahren einsetzte und auch den Obstanbau grundlegend veränderte. Die Ideen, die diesen radikalen Strukturwandel herbeiführten, gab es allerdings schon früher.

Auch dazu findet man bei Wengenroth ein Beispiel. Wie das in den pomologischen Fachgesellschaften seit Ende des 19. Jahrhunderts geläufig ist, kritisiert auch er die außerordentliche Vielfalt der Obstsorten, die man damals kultivierte: „Ein Krebschaden ist besonders der Anbau so vieler Sorten, deren man in den Gemeinden oft 60 bis 70 feststellen kann“ (Wengenroth 1910, S. 4). 1922 empfahl dann die Deutsche Obstbau-Gesellschaft, dass die Zahl der in Deutschland angebauten Apfel- und Birnensorten auf jeweils drei „Reichsobstsorten“ reduziert werden sollte. Man war der Ansicht, der bestehende „Sortenwirrwarr“ überfordere die Verbraucher. Daher sei „die Vereinheitlichung der angebauten Sorten [...] eine Lebensfrage des deutschen Obstbaues“ (Saathoff 1922, S. 213).

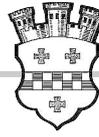
Gleichzeitig mit diesen Bestrebungen zur Standardisierung der angebauten Obstsorten fanden die ersten Versuche zur Umstellung des Obstanbaus auf Niederstammkulturen statt. Diese kann man viel einfacher und kostengünstiger bewirtschaften als Hochstammkulturen. 1909 wurde dazu in Frankenthal-Dirmbach eine 4,5 ha große Musterobst-Anlage eingerichtet, in der man systematisch die verschiedenen Unterlagen-Sorten erprobte, die zur Erziehung kleinerer und früher tragender Bäume verwendet werden können (vgl. Pfälzer Obstkultur 2012, S. 40). Als dann 1934 die Bäume „ihren Höhepunkt überschritten“ hatten und „ihre Leistungen“ zurückgingen, wurde die Anlage komplett gerodet. „Eine Obstanlage, die keinen Reinertrag mehr liefert, ist wertlos“ (Klingmann 1936, zitiert nach Pfälzer Obstkultur 2012, S. 41).

Die Agrarwissenschaftler, Verbandsfunktionäre und Landwirtschaftspolitiker, die in dieser Gedankenwelt groß geworden sind, organisierten nach dem Zweiten Weltkrieg die Modernisierung unserer Landwirtschaft. So legte das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten im „Emser Beschluss“ vom 15. Oktober 1953 fest, dass in der Obstwirtschaft die Umstellung von Hochstamm- auf Niederstamm-Kulturen besonders zu fördern sei. „Für Hoch- und Halbstämme [wird] kein Platz mehr sein. Streuanabau, Straßenanbau und Mischkultur sind zu verwerfen“ (zi-

tiert nach Balling 2009, S. 48). Und da 1956 nach Gründung der EU – damals noch EWG – als eine der ersten Maßnahmen die Agrarpolitik europaweit vereinheitlicht wurde, zahlte Brüssel bis 1974 für die Rodung von Hochstamm-Obstbäumen Prämien (vgl. Balling 2009, S. 48).

Mit den neuen Anbau-Methoden und den zunehmenden Qualitätsanforderungen der Verbraucher „trennten sich endgültig die Wege von Selbstversorger- und Erwerbsanbau. Der notwendige Aufwand lohnte nur noch für professionelle Kulturen unter optimalen Verhältnissen“ (Pfälzer Obstkultur 2012, S. 6). In der Pfalz führte dies dazu, dass sich heute der Obstanbau auf die Erwerbsbetriebe in der Vorderpfalz konzentriert, während der Obstanbau in der West- und Nordpfalz mit ihren reichen Mostbirnenbeständen von Liebhabern und alternativen Projekten wie der Fördergemeinschaft Streuobst Pfalz e.V. betrieben wird (vgl. Pfälzer Obstkultur S. 9). Noch extremer war die Entwicklung in Rheinhessen. Hier gibt es heute, vor allem in der Ingelheimer Gegend, nur noch Vollerwerbsbetriebe, die einem immer stärker werdenden Konkurrenzdruck aus dem europäischen und außereuropäischen Ausland ausgesetzt sind. Die Mischbetriebe von früher sind verschwunden. Die Obstalteen an den Straßen wurden der Verkehrssicherheit halber gerodet und fast alle Streuobstbäume auf den Feldern mussten den großen Landwirtschaftsmaschinen weichen.

Im Landkreis Kreuznach versuchte man in den 1950er Jahren den Nebenerwerbsobstbau dadurch zukunftsfähig zu machen, dass man die Gründung von gemeinschaftlichen Obstanlagen staatlich unterstützte. „Zur planmäßigen Umstellung von landw. Streuobstbau auf geschlossene Obstanlagen hat der Kreis seine Bestrebungen, weiträumige Obstanlagen, die im Flurbereinigerungsverfahren ausgewiesen und als gemeinschaftliche Obstanlagen aufgebaut werden, fortgeführt“ ist dazu im Bericht des Landratsamtes für das Rechnungsjahr 1956-1958 zu lesen (Landkreis Kreuznach 1959, S. 241). In ausgesuchten Gebieten sollten die „fünf anbauwürdigsten Sorten“ von Kern-, Stein- und Beerenobst angebaut werden, um so „die Rentabilität des Obstbaues wieder herzustellen und den Obstbau als einen sicheren Nebenerwerbsfaktor in unseren landwirtschaftlichen Familien- und Gemischtbetrieben einzugliedern“ (Landkreis Kreuznach 1959, S. 242). Eine der ersten Zweckgemeinschaften wurde in Hüffelsheim gegründet. Sie bestand aus 17 Teilnehmern, verfügte über 31 Morgen Land für Obstplantagen und eine 170 qm große Obstlagerhalle mit Kühleinrichtung für die weitere Vermarktung (vgl. Landkreis Kreuznach 1959, S. 242). Heute existiert in Hüffelsheim immer noch ein Obstbauernhof. Doch dort, wo damals die Obstbäume wuchsen, steht heute ein Wohngebiet und die Obstlagerhalle wird inzwischen für andere Zwecke benutzt. Dass dieser Strukturwandel der Landwirtschaft in größeren Zusammenhängen gesehen werden muss, zeigt das Schicksal der Helvetia-Konservenfabrik AG in Groß-Gerau, die wie Wengenroth eigens erwähnt, ein wichtiger Abnehmer für der Obsterzeuger des Kreises Kreuznach war. Diese Fabrik wurde 1899 von dem Schweizer Unternehmen Henckell & Roth (Hero-Konfitüren) gegründet und verarbeitete mehrere Tausend Tonnen Gemüse und Obst im Jahr. 1916, während des Ersten Weltkriegs, war sie die größte Kon-



Reste einer Obstallee im Appelbachtal.

Foto: Renner

servenfabrik im Deutschen Reich und spielte eine wichtige Rolle für die Versorgung des deutschen Heeres. Heute gibt es von der Helvetia-Konservenfabrik nur noch alte Ansichtskarten und historische Sammleraktien zu kaufen. Sie wurde 1971 während des damaligen Handelskriegs zwischen der deutschen und der französischen Konservenindustrie an den Nestle-Konzern verkauft, 1973 geschlossen und abgerissen. Als letztes wurde 1983 ihr Kamin, ein Wahrzeichen von Groß-Gerau, gesprengt (vgl. HWPH 2019; Die Zeit 1971; Schneider 2019). Der Strukturwandel in der Landwirtschaft ist eben nur ein Aspekt des gewaltigen Entwicklungsschubs, der während des 20. Jahrhunderts die Welt grundlegend veränderte.

### Obstbäume als Dokumente der Kulturgeschichte

Alte Obstbäume sind kulturhistorische Dokumente ganz eigener Art. Die Geschichte der Frei-Laubersheimer Birne zeigt, dass diese lokale Birnensorte eine Art „Zeitzeuge“ jener Entwicklungen ist, die während der letzten 200 Jahre unsere Region massiv verändert haben. Der Strukturwandel des 19. Jahrhunderts, angestoßen von den Modernisierungen der Franzosenzeit, förderte ihre Verbreitung, der Strukturwandel des 20. Jahrhunderts führte zu ihrem Niedergang. Und beide Male waren es vor allem ökonomische Faktoren, die dafür ausschlaggebend waren. Die Geschichte der Frei-Laubersheimer Birne zeigt aber auch, dass Obstbäume immer mehr waren als bloße Wirtschaftsgüter. Die Erzählungen über die gemeinsame Obsternte, das gemeinsame Birnenschälen und Latwergesotten erinnern daran, welchen Beitrag diese Arbeiten zur Etablierung und Stabilisierung sozialer Gemeinschaften geleistet haben. Die Geschichten über die Birnenblüte im Frühjahr und die Rast von Mensch und Tier im sommerlichen Schatten der Streuobstbäume machen darauf aufmerksam, wie wichtig solche ästhetischen Erlebnisse für die persönliche Entwicklung eines jeden einzelnen wie für die Identität ganzer ge-

sellschaftlicher Gruppen sind. Wenn also die Bemühungen um den Erhalt der Frei-Laubersheimer Birne neben ihrer ökologischen Begründung noch eine weitere Rechtfertigung bedürfen, dann ist es die: dass uns der Fortbestand dieser alten, lokalen Obstbaumsorte mahnt, diese ökonomischen, sozialen und ästhetischen Werte immer wieder aufs Neue auszutarieren, damit das Leben in unserer Region auch in Zukunft lebenswert bleibt.

### Erläuterungen

<sup>1</sup> Der Aufsatz ist eine Überarbeitung des gleichnamigen Vortrags bei Frühjahrestagung des Vereins für Heimatkunde am 30. März 2019 in Bad Kreuznach.

<sup>2</sup> Topp wertet die Quellen in den Stadtarchiven von Mainz, Oppenheim und Ingelheim aus. Er zitiert in seinem Aufsatz aber nur die deutsche Fassung der Erlasse.

### Literatur

Arbeitskreis Historische Obstsorten Pfalz-Elsaß-Kurpfalz im Pomologen-Verein e.V. (Redaktion: Herbert Ritthaler) (Hrsg.) (2012): Pfälzer Obstkultur. Freizeit-Erwerb-Streuobst. Geschichte und Verhältnisse des Obstbaues in der Pfalz, 25 Sortenportraits und Liste pfälzischer Baumobst-Sorten.

Balling, Edwin (2009): Die Kulturgeschichte des Obstbaus. Abrufbar über die Homepage der Bayerischen Landesanstalt für Landwirtschaft unter: [https://www.lfl.bayern.de/mam/cms07/iab/dateien/kulturgeschichte\\_obstbau\\_extern.pdf](https://www.lfl.bayern.de/mam/cms07/iab/dateien/kulturgeschichte_obstbau_extern.pdf) (Letzter Zugriff: 24.10.2018).

Bechtolsheimer, Heinrich: Rheinhessen zur Zeit der Franzosenherrschaft. 1792–1814. Ein Vortrag von H.B., Pfarrer zu Mombach. Worms 1905:Kranzbühler's Verlag.

Becker, Rudolf Zacharias ([1788] 1980): Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Nachdruck der Erstausgabe von 1788. Hrsg. und mit einem Nachwort von Reinhart Sieger. Dortmund: Harenberg.

Boucqueau, Philippe Joseph: Mémoire statistique du département de Rhin-et-Moselle. Paris XII [= 1803].

Die Zeit (1971): Der Erbsenkrieg am Rhein. Wie die französische Konkurrenz die deutsche Konservenindustrie ruiniert. Abrufbar unter <https://www.zeit.de/1971/41/der-erbsenkrieg-am-rhein/komplettansicht> (letzter Zugriff: 25.3.2019).

Geißler Hartmut (2017): Ingelheimer Landwirtschaft im Wandel. (Letztes Update 15.7.2017). Abrufbar unter <http://www.ingelheimer-geschichte.de/index.php?id=298> (2.10.2018)

HWPH. Historisches Wertpapierhaus AG 2019. <https://www.hwph.de/historische-wertpapiere/artnr-KP01205-helvetia-konservenfabrik-gross-gerau.html> (letzter Zugriff: 25.3.2019).

Klingmann, Fr. (1936): 25 Jahre Buchobstkultur in Dimmstein der Edelobst-Kulturen Rheinpfalz GmbH.

Koltes, Manfred: Das Rheinland zwischen Frankreich und Preußen. Studien zur Kontinuität und Wandel am Beginn der preußischen Herrschaft (1814-1822). Köln 1992: Böhlau [Dissertation Uni Trier 1990].

Landkreis Bad Kreuznach (Hrsg.) (1959): Bericht und Chronik des Landratsamtes Kreuznach für das Rechnungsjahr 1956-1958. (1. April 1956- 31. März 1959).

NABU (2015): Kurzinfo Streuobstanbau in Deutschland. Abrufbar im Internet unter der Adresse: <https://www.nabu.de/natur-und-landschaft/landnutzung/streuobst/streuobstwissen/05907.htm> (Letzter Zugriff: 28.10.2018).

Palnstorfer, Erwin: Von Pionieren, Rebellen und Legenden: Bemerkungen zum Obstbau mit besonderem Bezug zum Bundesland Salzburg 2016: Novum-Verlag.

Saathoff, Johann (1922): Bedeutsame Maßnahmen der Deutschen Obstbau-Gesellschaft. In: Die Gartenwelt. Band 26, Nr. 21, S. 212–214. Abrufbar unter: <http://www.archive.org/stream/diegartenwelt26berl#page/212/mode/1up> (Letzter Zugriff: 28.10.2018).

Schneider, Ernst (2019): Groß-Gerau in alten Ansichten. [https://www.europesebibliotheek.nl/de/Bucher/Gro-Gerau\\_in\\_alten\\_Ansichten/100-123180/Artikel/6](https://www.europesebibliotheek.nl/de/Bucher/Gro-Gerau_in_alten_Ansichten/100-123180/Artikel/6) (letzter Zugriff: 25.3.2019).

Seil, Rainer (1999): Der Obstanbau im Landkreis Bad Kreuznach von 1909 bis 1914. In: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 1999,3, S. 119–123.

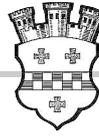
Siebenpfeiffer, Philipp Jakob: Ueber Kultur, besonders Obstzucht in Rheinbayern. [Veröffentlicht unter dem Pseudonym „hepta“] In: Das Inland. Ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland, mit vorzüglicher Rücksicht auf Bayern. 7./8. Juni 1829. S.634–636.

Steinbauer, Pia (2014): Ingelheimer Markthalle- architektonisches Kleinod. In: <http://www.geschichte-in-rhein Hessen.de> (25.09.2018)

Topp, Manfred: Zur geschichtlichen Entwicklung des Obstbaus im nördlichen Rheinhessen. In: Ha-femann C. / Kastgrup, H./ Klöpffer R. (Hrsg.): Mainzer Geographischen Studien. Festgabe zum 65. Geburtstag Professor Wolfgang Panzers, Braunschweig 1961: Westermann. S. 63–87.

Weiß, Ella (1937): Der pfälzische Obstbau. Speyer a. Rh. : Pilger-Druck [Heidelberg, Univ., Diss].

Wengenroth, [Vorname unbekannt] (1910): Der Obstbau im Kreise Kreuznach. Sonderabdruck aus dem „Öffentlichen Anzeiger“ für den Kreis Kreuznach.



# Leicht und lustig

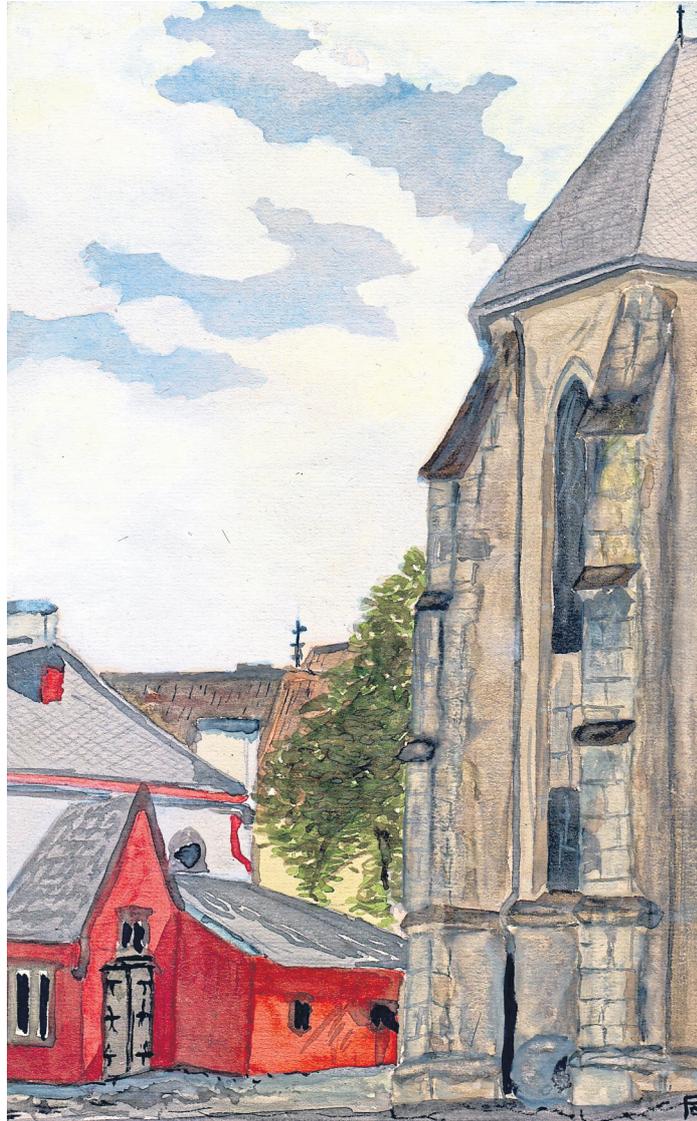
VON DR. MARTIN SENNER, BAD KREUZNACH

»Hei! Leicht und lustig.« So hieß die Fibel, mit der vor bald 100 Jahren für Kreuznachs ABC-Schützen der Ernst des Lebens begann. Leicht und lustig kommt heute die offizielle Publikation zur Zweihundertjahrfeier unseres ‚Stama‘ daher, mit 400 Seiten fast ein Schwergewicht. Fest ist an dieser Schrift erfreulicherweise der Einband. Die Beiträge hinterlassen, hat man sich erst durch den Verhau der Grußworte gekämpft, weithin den Eindruck einer Lockerungsübung: Seht nur, wie wir in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit sind – wie technikfreundlich und netzaffin, wie europäisch und weltoffen, wie medienkompetent und polyglott, wie kreativ und bunt! Das geht bis zur Schriftfarbe, die ohne ersichtlichen Grund von schwarz mal zu blau, mal zu grün wechselt.

Gewiss, Eigenwerbung ist legitim. Doch hier handelt es sich nicht um einen Jahresbericht, der es bei der Abbildung des Ist-Zustandes belassen dürfte. Hier geht es um zwei Jahrhunderte Schulgeschichte. Die Schulzeit unserer Eltern und Voreltern hatte durchaus ihre Farbtupfer, war aber im Grundton grau. Mitunter gar grausam! Davon hätte Karl Ludwig Knodel (\*1927) berichten können, Gymnasiast der Jahre 1937–44 und 1945/46. Wie hat er die Schule der Nazi- und der unmittelbaren Nachkriegszeit erlebt? Dieses Thema hat man außen vor gelassen (S. 342–343) und lieber Herrn K.s Abiturarbeit im Fach Latein abgedruckt, als Faksimile (S. 344–347).

Im übrigen sind dem ‚Altsprachlichen Zweig‘ ganze zwei Beiträge gewidmet, während der ‚mathematisch-naturwissenschaftliche Schwerpunkt‘ sich für wahr als dominant erweist (13), dichtauf gefolgt vom ‚müsch-künstlerischen Bereich‘ (10). Diese Gewichtung mag den aktuellen Lehrplänen und Stundentafeln Rechnung tragen, ein Stück weit auch der Zusammensetzung des Redaktionsteams geschuldet sein. Was dabei jedenfalls zu kurz kommt, ist der Anspruch, der an eine Bilanz über 200 Jahre gestellt werden muß: mehr zu sein als ein Abklatsch des Hier und Jetzt.

Dem Leser werden „Rückblicke“ in die „spannende und wechselvolle Geschichte“ des Gymnasiums versprochen. Da wird etwa, wie recht und billig, die Schulbibliothek gewürdigt (S. 228–233) – als „ein Projekt über mehrere Generationen“. Die Betrachtung greift dann freilich nicht weiter zurück als bis ins Jahr 1997. Davor erstrecken sich offenbar Gefilde, deren Kenntnis sich einzig „aus Erzählungen“ speist. Mit Verlaub: Solange es Archive gibt, sollte niemand auf ‚oral history‘ angewiesen sein. – Eine ‚Schülerhilfs- und Schülerbücherei‘ besaß das Gymnasium bereits einige Jahrzehnte früher, und es hätte der Festschrift gut gestanden, ihren Betreuer, Studiendirektor Edmund Hammer, zumindest zu erwähnen.



„Ursprung“ des Gymnasiums? St. Wolfgang, noch unzerstört. Aquarell  
»Der Pausenhof« von Friedrich Senner, 1938. Bild: Sammlung Senner

Im Kapitel »Gebäude-Geschichte-Gestaltung« kommt allein der „Farbgestaltung“ der Räumlichkeiten mit 26 Seiten mehr Gewicht zu als der Geschichte des Gymnasiums (mit insgesamt 22 Seiten). Wobei der Rezensent den Beitrag »Das Kloster von Sankt Wolfgang« (S. 26–37) dem Aspekt ‚Gebäude‘ – und nicht ‚Geschichte‘ – zugerechnet hat. Denn um diese fromme Einrichtung zum „Ursprung unseres Gymnasiums“ erklären zu können, bedürfte es doch wohl einer inneren Kontinuität. Die allerdings fehlt. Eine Lateinschule ist nur im Kloster der Karmeliten nachweisbar, nicht bei den Franziskanern. Ebenso wenig taugt deren Bibliothek als Bindeglied. Die nämlich wurde nach der Einziehung des Klosters durch den französischen Staat nicht etwa der Höheren Schule (école secondaire) überwiesen, sondern im Frühjahr 1812 versteigert, was dem Fiskus 199 Francs und 60 Centimes einbrachte (Stadtarchiv Bad Kreuznach, Gr. 218 Nr. 23, 342-16-16). Selbst in der Nutzung der Klostergebäude gab es einen unübersehbaren Bruch. Da diese mit spanischen Kriegsgefangenen belegt wurden, zog die Höhere Schule 1812 um, ins Rathaus am Eiermarkt. 1815–19 saß sie dann im Kronenberger Hof. Das Kloster

hingegen beherbergte die Gebrüder Wilhelm und Johann Ohl, von Beruf „Stärkmacher“ (Stärkefabrikanten), vier Tagelöhner und eine Witwe (STA KH, Nr. 2666, Hausnummer 532½).

Die »Chronik des Gymnasiums in Auszügen« (S. 49–65) wartet mit der Neuigkeit auf, daß dessen „Vorgängerinstitution“, das ‚Collège de Creuznach‘, von 1815–19 unter dem „Direktorat“ von „Professor Klein“ gestanden habe. Wird die Galerie der Direktoren (S. 44–48) demnach erweitert werden müssen? Mitnichten. Denn Johann Baptist August Klein (1778–1831) ist, das hat Otto Lutsch schon vor langen Jahren klargestellt, in Kreuznach zuerst Bürgermeistersekretär gewesen, dann Lehrer an der Höheren Schule (französischer Titel: professeur). Nach dem Ausscheiden von Wilhelm Weinmann wurde die Direktorenstelle im Schuletat als „unbesetzt“ ausgewiesen und war Klein, ohne Beförderung und Gehaltserhöhung, lediglich kommissarisch „mit der oberen Leitung des Unterrichtes [...] beauftragt“.

Wiederum als Faksimile wird die Schulordnung von 1819 präsentiert (S. 334–341). Ohne jede Einordnung und Bewertung! Da denkt man wehmütig an den Beitrag »Drei Vorfälle aus dem Schulleben« zurück, mit dem Heinz Singer die Festschrift von 1994 bereichert hat. Keinen Erkenntnisgewinn zur Schulgeschichte bringen die Nachdrucke von Fremdbeiträgen (S. 288–289, 354–357, 358–359). Dabei hätte gerade die in den Stama-„Katakomben“ wiederaufgefundene Gedenktafel für 44 im Ersten Weltkrieg gefallene Gymnasiasten (S. 288–289) mehr sein können als ein reines Schaustück, nämlich Ausgangspunkt einer biographischen Recherche, um hinter den Namen die Persönlichkeiten und Schicksale zu entdecken. – Künftigen Generationen werden vergleichbare Nachforschungen deutlich erschwert, weil die Festschrift, anders als zuletzt die 1994er, keine Abiturientenliste mehr bietet.

Fazit: Eine farbenfrohe Momentaufnahme, in der selbst die Wüstenrennmaus ‚Fritz‘ ihren Platz gefunden hat (S. 160). Die Vergangenheit ist leider unterbelichtet.

Gymnasium an der Stadtmauer (Hrsg.): Gymnasium an der Stadtmauer Bad Kreuznach 1819–2019. Festschrift zum 200-jährigen Jubiläum. Nürnberg 2019 (Bezugsquelle: Herausgeber; Preis: 15 Euro).

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Anja Weyer M.A., Richard-Wagner-Str. 103, 55543 Bad Kreuznach, Telefon 0671/757 48, E-Mail anjaweyer@gmx.de).